

03. 01. 2021

»Man müßte seine Bibliothek wieder und wieder für einige Zeit gegen die Bibliothek eines anderen vertauschen. Auch der Besitz von Büchern wirkt wie ein abschließender und verhärtender Panzer.«

[Albrecht Fabri: Der schmutzige Daumen / Gesammelte Schriften — Herausgegeben von Ingeborg Fabri und Martin Weinmann — Frankfurt am Main: Verlag Zweitausendeins, 2000 — Seite 133]

Die Betonung liegt auf dem Konjunktiv *man müßte* und dem *für einige Zeit*. Man kann es nämlich nicht. Außerdem: für mich und meinem Umgang mit Büchern gibt es keine starren Bibliotheken. Keine Bücherreihen, die sich niemals ändern. Ich habe in meinem Leben meine Bücher mehrmals fast komplett ausgetauscht. Und nicht nur, weil sich Vorlieben und Abneigungen verändern.

In der zweiten Hälfte der 70er Jahre, 10 Wochen USA. Norden, Süden, Osten, Westen. Ich wollte völlig unabhängig unterwegs sein. Das bedeutete, sofort nach Ankunft in New York ein eigenes Auto kaufen, denn Mietwagen oder ähnliche Fremdverkehrsmittel wären viel zu teuer gekommen und hätten viel zu starre Routen festgelegt. Also mußte ein durchaus dickes Bündel Zaster her. (In Queens fand ich später genau das passende Vehikel für 500 Dollar. Und das nötige Nummernschild dazu inklusive Steuer und Versicherung gabs irgendwo im Süden von Manhattan, vielleicht wars Lower East Side oder Bowery, vielleicht auch Chinatown, ich weiß es nicht mehr.)

Aber erstmal mußte ich, in Ermangelung anderer Reichtümer, zwei Drittel meiner Bücher verkaufen. Das war damals ziemlich einfach. Ein Antiquar in Göttingen hat meine erstklassigen Titel mit Kußhand genommen und anständig bezahlt. Dann wurde es lustiger. Etwa zwei Wochen vor Reiseantritt kam tatsächlich ein Lottogewinn, der mir genau die Summe einbrachte, die ich brauchte. Ein Zimmermanns-Freund hatte für mich mitgespielt, was ich in den Vorbereitungen zu der Reise völlig vergessen hatte. Folglich hatte ich nach meiner Rückkehr ziemlich viel Überschuß, um wieder jede Menge Bücher anzuschaffen. Schon allein in den USA waren es mehr als 200, die ich von dort – hauptsächlich aus New York, San Francisco, Albuquerque und El Paso – an mich selbst geschickt habe.

Und solche Sachen sind seitdem noch zwei-drei-mal passiert. Andere Anlässe, andere Gründe, andere Ausführung.

Eine Ansammlung von Büchern ist noch keine Bibliothek. Möglicherweise kann der Besitz einer Bibliothek tatsächlich zu einem Panzer werden, aber nicht die pure Anwesenheit von Büchern. Ich bin selber der Andere, dessen Bücher von Zeit zu Zeit den Platz von meinen einnehmen.

Eine Bibliothek ist eine Qualität von Eigentum, die nichts mit Besitz oder Wert zu tun hat. Sie ist nicht mal eine Bibliothek, solange die einzelnen Bücher entscheidend bleiben. Worauf ich aus bin, ist sofortiger (anarchischer, unvermittelter) Zugriff auf die nächste Lektüre. Die muß dort stehen, wo ich diesen Zugriff habe, also am besten bei mir zuhause. Man braucht dazu etwa fünf-

bis achttausend Bücher. Und das ist keine große Sache, schon gar nicht eine abschließende oder verhärtende.

Ich beginne zu vermuten, daß man am Ende mit unter hundert auskommt. Es ist (noch) nicht so weit, daß ich das abschließend sagen könnte.

∞ ∞ ∞

Lesen / Hören / Schauen

Maurice Blanchot: *Warten Vergessen* (Suhrkamp Verlag, 1964).

Bob Dylan [Rough and Rowdy Ways]: *Key West / Philosopher Pirate* (Columbia Records, 2020).

Kill Point US-TV-Serie. Episoden 4 bis 6 (Filmconfect / Lionsgate 2007).

∞ ∞ ∞

Der Schirach-Schwulst ist in mehreren Beispielen weidlich bekannt. Wenn dann das neueste Überwerk mit derart unerbittlichem Reklamekrach von den gebührenpflichtigen Quiz-, Quassel-, Quotenmord- und Volksschlag-Medien ins Publikum reingehämmert wird, um Beteiligungszwang zu erzeugen, steigen wir (Ingrid & ich) sofort aus. Auch auf die Gefahr hin, dem behaupteten Thema vielleicht Unrecht zu tun. Da man der gnadenlosen Werbung für das TV-Event kaum entkommen konnte, wissen auch diejenigen, worum es geht, die nicht bereit sind, sich in die Sache hineinmanipulieren zu lassen.

Also haben wir weiter die professionelle Fernseh-Ware aus den USA geschaut. *Kill Point*. Fast 15 Jahre alt. Nicht überragend, aber auch nicht überheblich, wie so viele dieser US-Industrie-Filme, in denen man große, universale Probleme zerkleinert, indem man sie amerikanisiert und nur in der amerikanisierten Fassung gelten läßt, um sie dann günstig auflösen zu können. *Kill Point* ist eher in Skepsis, sogar Selbstzweifel getaucht. Und: ohne moralische Keule. Gut genug, um es anzuschauen. Moral wird diskutiert, nicht ausgeteilt und auch nicht zugeteilt. Ein bedeutender Unterschied zur deutschen Glotze. In dieser führt man die Diskussion nicht sondern heuchelt sie, indem man das zu diskutierende Problem bis zur Unkenntlichkeit in abstrakte bürokratische Kategorisierungen versenkt und am Ende das ideologieverseuchte Volk als Souverän auftreten läßt, dem man legitime Entscheidungsgewalt zugesteht.

Fortsetzung folgt ...